

Der Mensch und sein Körper

Auch zu Christoph Wichmann, *Cross Of Pain*

Karolinenkirche, Großkarolinenfeld, So., 14. Nov. 2021, 11.00 Uhr

Vorbemerkungen:

1

Es ist fragwürdig, wenn sich ein Pfarrer oder Theologe zu einem Kunstwerk äußerst. Er wird er es in seinen religiösen und theologischen Kontext einbetten, also tendenziös interpretieren.

Denn bekanntlich besteht eine Konkurrenz, ja klammheimliche Feindschaft zwischen Kunst und Religion.

Aber – nach Theodor W. Adorno<sup>1</sup> – sind schon die einzelnen Kunstwerke einander Todfeinde, das bemerkt man nur nicht sogleich, wenn sie schieblich-friedlich nebeneinander hängen: jedes will das einzige, absolute sein. Aber gut, ich mache nur nebenbei ein paar Bemerkungen zu einem der hier in der Kirche sich befindenden Werke von Christoph Wichmann: *Cross Of Pain*.

2

Nun bin ich ja Seelsorger – Klinikseelsorger – habe also eher mit der Seele zu tun. Und soll über „den Menschen und seinen Körper“ sprechen.

Ein Gedicht von Robert Gernhardt soll als Faden dienen, an denen ich lose einige Überlegungen anhängen:

Robert Gernhardt, *Siebenmal mein Körper*<sup>2</sup>

Mein Körper ist ein schutzlos Ding,  
wie gut, daß er mich hat.  
Ich hülle ihn in Tuch und Garn  
und mach ihn täglich satt.

Mein Körper hat es gut bei mir,  
ich geb' ihm Brot und Wein.  
Er kriegt von beidem nie genug,  
und nachher muß er spein.

---

<sup>1</sup> Theodor W. Adorno, *Minima Moralia* (1951), Frankfurt am Main 1985, S. 92 (Nr. 47: De gustibus est disputandum).

<sup>2</sup> Robert Gernhardt, *Gesammelte Gedichte 1954-2004*, Frankfurt am Main 2005, S. 222f. Ursprünglich in dem Band *Körper in Cafés* von 1987 erschienen.

Mein Körper hält sich nicht an mich,  
er tut, was ich nicht darf.  
Ich wärme mich an Bild, Wort, Klang,  
ihn machen Körper scharf.

Mein Körper macht nur, was er will,  
macht Schmutz, Schweiß, Haar und Horn.  
Ich wasche und beschneide ihn  
von hinten und von vorn.

Mein Körper ist voll Unvernunft,  
ist gierig, faul und geil.  
Tagtäglich geht er mehr kaputt,  
ich mach ihn wieder heil.

Mein Körper kennt nicht Maß noch Dank,  
er tut mir manchmal weh.  
Ich bring ihn trotzdem über'n Berg  
und fahr ihn an die See.

Mein Körper ist so unsozial.  
Ich rede, er bleibt stumm.  
Ich leb ein Leben lang für ihn.  
Er bringt mich langsam um.

Meine Bemerkungen haben allerdings ebenfalls 7 Punkte:

1. Mein Körper und Ich
2. Seele und Körper
3. Körper, Seele und Geist
4. Körper und Leib
5. Sichtbarkeit
6. Undurchsichtigkeit
7. Gottes Leib

#### 1. Mein Körper und Ich

Wer spricht hier? Wer spricht hier zwar nicht *mit*, aber *über* seinen Körper? Ein Ich, wie wir später erfahren. Ein Ich hat ein jeder, oder ein Ich ist ein jeder, jeder Mensch. Aber haben Pflanzen ein Ich, oder Tiere? Engel wohl schon. Aber hat ein Ich immer einen Körper? Engel wohl nicht. Und Gott? Der personale Gott der biblischen Tradition hat ein Ich – aber einen Körper? Darauf wird zurück zu kommen sein.

Normalerweise würden wir sagen: Ich habe einen Körper. Hier ist es umgekehrt: der Körper hat mich. Man könnte sich leicht ein zweites Gedicht vorstellen, das die Gegenrechnung aufmacht, in dem der Körper mit - mit wem? Seiner Seele? – spricht und ihr vorhält, was er alles für sie tut und wie schwierig und undankbar sie ist.

Wie auch immer: dieser Körper bin doch ich? Ich habe ihn, und er hat mich. Der ist ich und ich bin er. Wie also? Haben oder Sein? Bin ich mein Körper oder habe ich ihn? Oder beides? Offenbar besteht hier Identität und Differenz, Einheit und Verschiedenheit bei engster Bezogenheit.

Und ein Großteil unseres Lebens und unseres Glücks wie Unglücks liegt beschlossen in der Erfahrung dieses Mit- und darin auch Gegeneinanderseins. Das Gedicht bezieht daraus seine Komik, das Leben auch seine Tragik.

## 2. Seele und Körper

*Lobe den HERRN, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!* So spricht der Psalm 103,1 zu sich selbst. Das wäre ja das klassische Thema der biblischen Religion: *Der Mensch und seine Seele*. Offenkundig spricht ja Gernhardts Ich zu einem Körper wie der Psalmist zu seiner Seele. Sagen wir: Er spricht zu seinem beseelten Körper. Was immer Seele ist, ohne sie wäre der Körper lediglich eine – Leiche. Nur ein beseelter Körper ist ein lebendiger Körper. Und nur die Seele macht aus dem Körper so etwas wie ein Subjekt mit einem Eigenleben. Wobei ich offenlasse, was das Ich ist – im Verhältnis zu Körper und Seele.

In der Tradition bis hin zu Immanuel Kant spricht man von drei grundlegenden *Seelenvermögen*, die Gernhardt *cum grano salis* hier dem Körper zuschreibt: das *Erkenntnisvermögen*, das *Begehrungsvermögen* und das *Fühlen von Lust und Unlust*. Mit der Erkenntnis scheint es hier zu hapern, wenn das lyrische Ich seinem Körper *Unvernunft attestiert*. Im Vordergrund steht, was der Körper wünscht und will und sein Erleben von Lust und Unlust.

Der Körper *begehrt*. Letztlich ist er unersättlich. Wobei ich das eher der Seele als dem Körper zuschlagen würde – sagen wir eben der verkörperten Seele. Und zwar durchaus unterschiedliche Dinge: erstens *Tuch und Garn*, also Kleidung – wobei die Schuhe nicht zu vergessen sind; zweitens *Brot und Wein*, das meint sowohl das tägliche wie das himmlische Brot, die beide etwa im christlichen Abendmahl zusammen kommen; und drittens *Körper*. Da ich Gernhardts Trennung zwischen Ich

und Körper für Rhetorik halte, würde ich auch *Bild, Wort, Klang* – also Kunst und Kultur und Religion – dem Körper zuschreiben – als Leib. Dazu später. Jedenfalls ist mein Thema der beseelte Körper.

Da die Tradition die Seele tendenziell vom Körper löste – in der wohl ursprünglich platonischen Vorstellung der unsterblichen Seele, die nur kontingenterweise, vorübergehend in den Körper eingeht, sich inkarniert, um sich früher oder später wieder zu exkarnieren – ist es sicher legitim, einmal die Gegenrechnung aufzumachen, auch wenn ich auch, aber nicht nur als Klinikseelsorger nachvollziehen kann, wie man den Körper als Kerker der Seele begreifen kann. Meister Eckart<sup>3</sup> meinte, nur die Seele ohne Körper sei der Tempel Geistes Gottes. Und wollte das als angemessene Lesart von Paulus verstanden wissen, für den gerade unser Leib der Tempel des Heiligen Geistes sei. (1 Kor 16,9)

### 3. Körper, Seele und Geist

Fehlt noch der dritte im Bunde, der Geist. Der hat es jedenfalls auch mit dem Erkenntnisvermögen zu tun. Es ist – mir – unklar, ob der Geist ein Teil der Seele ist oder noch etwas anderes. Vielleicht nimmt die Seele mit dem Erkenntnisvermögen eher Teil am Geist, den sie aber nicht hat, sondern an dem sie je und je partizipiert.

Manchmal wird Seele synonym mit Geist verwendet.

Paul Valéry lässt eine seiner Figuren in einem quasi-platonischen Dialog im Hades einmal sagen: „Wozu sind die Sterblichen da? – Ihre Sache ist, zu *erkennen*. Erkennen? Was heißt erkennen? - *Ganz sicher, nicht sein, was man ist.*“<sup>4</sup> Darin unterscheidet sich offenbar die Seele vom Körper, wenn auch nur graduell. Denn die Seele beseelt ja auch den Körper.

Und so fährt Valérys Kronzeuge im Jenseits fort:

„Ohne Zweifel, der einzige und ständige Gegenstand der Seele ist das, was es nicht gibt: das, was war und nicht mehr ist [das Vergangene]; - und das, was sein wird und noch nicht ist [also das Zukünftige]; - das Mögliche, das Unmögliche – das alles ist Sache der Seele, aber niemals, *niemals* das, was ist!“

Während also der Körper, „das ist, was ist“, hier und jetzt, er also an den hiesigen Ort und die jetzige Zeit gebunden ist, geht die Seele weit darüber hinaus. Sie hat es weniger mit der Gegenwart als mit der

<sup>3</sup> In seiner Predigt über Mt 21,12: Meister Eckehart, *Deutsche Predigten und Traktate*. Herausgegeben und übersetzt von Josef Quint, Zürich 1979, S. 153-158, S. 155.

<sup>4</sup> So Eryximachos in: Paul Valéry, Die Seele und der Tanz, in: ders., *Eupalinos*, S. 40. Hervorhebungen im Original.

Vergangenheit und der Zukunft zu tun, weniger mit dem Hier als mit dem Dort. Doch da beide aneinander hängen, verspürt auch der Körper das Begehren der Seele und versucht, ihm nachzukommen, etwa im Tanz:

„Dieses *Eine* versucht das Spiel, *alles* zu sein. Er will es spielend der Allgegenwärtigkeit der Seele gleichtun! Er sucht eine Abhilfe gegen das Sich-selbst-gleich-Sein durch die Zahl seiner Akte! Das Ding, das er ist, bricht auf in Ereignisse! - Er gerät außer sich!“<sup>5</sup>

Im Unterschied zum Geist scheint mir die Seele durchaus egozentrisch zu sein. Nicht umsonst meint Demenz, dass ein Mensch seinen Geist verliert, weniger seine Seele: er ist entsprechend immer weniger in der Lage, außer sich zu geraten, sondern versinkt in sich, immer unfähiger, sich in andere beseelte Körper hinein zu denken.

Der Vorteil des Körpers ist, im Hier und Jetzt zu leben. Doch das wird zum Nachteil, wenn die vor allem aus Leid und Schmerz und Elend besteht. Ein Mann mit Guillain-Barré-Syndrom, seit einem Jahr auf der Intensivstation fast vollständig gelähmt, sagt es so: *Mein Körper ist gefesselt an den Rollstuhl. Gott sei Dank hat der Mensch den Geist, der kann überall hin.*

Deshalb ist es für den Menschen, der den Geist hat oder den Logos (Aristoteles) nicht einfach, sich in sein leibliches Dasein zu schicken. Denn dieses ist kontingent, gebunden an einen offenbar zufälligen Ort zu einer zufälligen Zeit, endlich und vergänglich. Und das steht in Kontrast zu seinem Geist, der ihm nahelegt, alles und überall zu sein, wenigstens zu haben, und sei es im Bewusstsein durch die Sprache.

Die biblische Tendenz, den Körper und damit auch die Egozentrität der Seele hinter oder unter sich zu lassen, hängt m.E. damit zusammen. Mit Paulus: weil die irdische Zeit kurz sei, solle man haben, als hätte man nicht: nicht nur Konsumgüter, sondern auch seine Frau, seinen Mann, sogar wohl leibgebundene Freude wie die Welt insgesamt. Das klingt schon sehr gnostisch.

Der beseelte Körper wird aber eben oft sehr an sein Hier und Jetzt gefesselt, entfremdet sich also vom Geist.

Eine der für mich maßgeblichen Geschichten der Bibel erzählt, wie die schwangere Hagar vor ihrer Herrin Sarai und ihrem Herrn Abraham in die Wüste flieht. Als ein Engel sie dort findet, fragt er sie nicht nach der Gegenwart, sondern: *Wo kommst du her und wo willst du hin?* (Gen 16,8) Weil er weiß und sehen kann, so sie ist? Und weil er sie aus der Gefangenschaft in der Gegenwart befreien möchte, indem sie die mit der Vergangenheit und der Zukunft verbinden lernt?

---

<sup>5</sup> P. Valéry, Die Seele und der Tanz, S. 46. Hervorhebungen im Original

Patient:innen erzählen – so sie reden und sich erinnern können – oft ausführlich, wie sie in den Schlamassel geraten sind, in dem sie jetzt stecken. Erst dann können sie auch eine andere Zukunft erwarten.

Im Blick auf eine analoge Geschichte hat das Thomas Mann anschaulich vorgeführt. Als der alttestamentliche Josef von seinen Brüdern in die Grube geworfen wird (1. Mose 37,23-25a) schildert nicht die biblische Quelle, wohl aber der Roman, wie es ihm dort geht.

„Es war ihm in der Seele schrecklich, in seinem Loche allein zu bleiben, und des längeren noch jammerte er hinter den Brüdern drein und flehte sie an, ihn nicht zu verlassen. Er wußte aber kaum, was er rief und weinte, und zwar, weil seine eigentlichen Gedanken nicht bei diesen mechanischen und oberflächlichen Bitten und Klagen waren, sondern unterhalb ihrer; [und unter den eigentlichen gingen noch eigentlichere dahin als ihre Schatten und Bässe im Tiefenstrom zusammengesetzt, von deren Führungen oben, mitten und unten sein Geist gleichzeitig in Anspruch genommen war.“<sup>6</sup>

Hier ist er wieder, der Geist. Im Unterschied zum Körper steckt er nicht nur im Loch. Wie bei einem musikalischen Akkord ist oben, auf der 1. Ebene, die Gegenwart in Form von Not und Klage. Darunter, auf der 2. Ebene die Erinnerung an die Vergangenheit: wie konnte es dazu kommen? Was habe auch ich falsch gemacht? Und noch darunter die 3. Ebene, die Erwartung der Zukunft: was kommt noch? Das ist noch nicht das Ende.

Axel Hutter hat das so kommentiert: Das bloße isolierte Hier und Jetzt ist sinnlos wie ein einzelner Ton, aber im Zusammenhang der erinnerten Vergangenheit und der erwarteten Zukunft wird es lesbar als sinnvolle Geschichte, so wie erst eine Reihe von Tönen, einschließlich der schon verklungenen wie der erst noch erklingenden eine Melodie ergeben. Der Akkord wird gleichsam arpeggiert, zur Melodie. Der einzelne Ton ist sinnlos wie das einzelne Ereignis. Sinnvoll wird es erst, wenn man die Ereignisse zu einer Erzählung verbinden kann. Für Hutter ergibt sich daraus der schönste Satz des Riesenromans von Thomas Mann: *Denn Zukunft ist Hoffnung, und aus Güte ward dem Menschen die Zeit gegeben, daß er in der Erwartung lebe.*<sup>7</sup>

Hutter erkennt darin, was die Bibel unter Segen versteht: „die Begabung, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und mit dem Zukünftigen

---

<sup>6</sup> Thomas Mann, *Joseph und seine Brüder*, Frankfurt am Main 2007, im Kapitel *In der Höhle* im 2. Band: „Der junge Joseph“, S. 418; Hervorhebungen von mir.

<sup>7</sup> AaO S. 709.

verknüpfen zu können“<sup>8</sup> zu einer sinnvollen Geschichte. Als Klinikseelsorger lege ich, wenn ich den Segen jemandem zuspreche, die Hand auf den Kopf. Wenn notwendig eben mit Handschuh. Und erinnere – explizit oder implizit – an die anderen Gelegenheiten solchen persönlichen Segens unter Handauflegung: Taufe, Konfirmation bzw. Erstkommunion und Firmung, Trauung, die Lebensphasen bezeichnen.

Aber auch die bloße Seele hat Nachteile. Der erste ist: sie ist ohne Körper ort- und zeitlos, d.h. überall und nirgends. Und sie ist unsichtbar. Sichtbar ist die Seele nur, weil sie einen Körper hat.

Auf der Intensivstation: der junge Mann liegt seit einem Unfall im Koma. Wie es seiner Seele geht, kann man schwer sagen, sie äußert sich nur indirekt über Grimassen des Gesichts. An der Wand haben die Angehörigen Fotos aus seinem bisherigen Leben aufgehängt. Sein vergangenes Leben wird so *pars pro toto* anschaulich: Menschen, die zu ihm gehören, Orte an denen er bisher lebte, Dinge, die ihm wichtig war wie seine Gitarre.

Die Gegenwart ist, von außen, ein Leib-Körper, der wie ein tiefes schwarzes Loch ist: man weiß nicht, was in ihm vorgeht, sprich: was die Seele empfindet.

Die Vergangenheit ist auf den Bildern zu sehen, die die Körper des Patienten und seiner Zugehörigen zeigen.

Die Zukunft ist leer, nein, nicht ganz: es wird geplant, ihn aus der Intensivstation der Reha-Klinik nach Hause zu bringen, dort zu pflegen. Ein schwerer Schritt für die Angehörigen. Denn das bedeutet, dass die Therapiemöglichkeiten ausgereizt sind, weitere Besserung damit noch unwahrscheinlicher. Aber, wie eine Pflegetherapeutin sagt: er hätte eigentlich noch viel Zukunft gehabt, nun hat er auch eine, aber welche?

Wenn die Zukunft keine positive Erwartung bedeutet, wird sie gerne abgeblendet. So wenn jemand unter einer unheilbaren fortschreitenden Krankheit leidet, etwa unter Demenz, dann versuchen Angehörige oft, sich auf das *carpe diem* zu beschränken, oder auf den Satz der Bergpredigt Jesu: *Darum sorgt nicht für den andern Morgen; denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.* (Mt 6,34)

#### 4. Körper und Leib

---

<sup>8</sup> Axel Hutter, *Narrative Ontologie*, Tübingen 2017, S. 51.

Der zweite Nachteil der bloßen Seele: sie ist unsichtbar. Sichtbar ist nur der Körper. Der Körper ist das Kleid der Seele. Er macht sie sichtbar - und undurchsichtig zugleich.

Der Körper ist sichtbar, will aber normalerweise nicht nackt sein. Er will bekleidet sein, auch und vor allem mit Schuhen, auch wenn umstritten ist, ob Jesus seinen Jüngern bei der Aussendung verbietet, Schuhe zu tragen (Mt 10,10) oder sie ihnen ausdrücklich erlaubt (Mk 6,9).

Ist hier jemand mit nackten Füßen? Wir alle haben Schuhe an, womöglich sogar Strümpfe – anders als Charles Schumann, der, wie ich kürzlich anlässlich seine 80. Geburtstags lesen konnte, strumpflos in seinen schwarzen Schuhen geht und steht.

Ich erinnere an das Morgengedicht von Joachim Ringelnatz, wo es in der 2. Strophe heißt (die das Evangelische Gesangbuch, dem ich die Kenntnis des Gedichts verdanke, leider nicht abgedruckt hat):

*Zwei schwarze Schuhe in blankem Wachs  
Betiteln mich >Euer Gnaden<.*

Kurz vor Corona sah ich im Herbst beim Bäcker am Morgen einen Mann mit nackten Füßen. Er hatte sehr saubere, zarte Füße. Doch es war schon recht kalt. Da fallen einem in der Stadt, in der Öffentlichkeit nackte Füße doch auf. Vor einigen Monaten aber sah ich ihn wieder, wieder beim Bäcker, wenn auch bei einem anderen, dass er Schuhe anhatte. Ich habe keine Ahnung, weder, was das eine, noch was das andere bedeutete. Wenn ich ihn jetzt sehe, trägt er Schuhe, dafür auffallend weiße und weite Hosen und darüber eine schwarze Jacke.

Wir haben nicht nur einen Körper, wir sind unser Leib. Und das bedeutet, dass wir in gewisser Hinsicht die Kleider sind, die wir anhaben.

Der Philosoph Lambert Wiesing hat daran erinnert, dass wir nicht zufällig sagen, dass wir auf dem Boden stehen – obwohl wir doch eigentlich auf und in den Strümpfen stehen, und damit auf den Schuhsohlen und in den Schuhen. Übersehen wir also unsere Schuhe? Nein, in ihnen stehen wir auf der Erde – wobei die ja auch nicht die blanke Erde ist, sondern bedeckt ist von Estrich und Steinen und darüber hier noch einem provisorischen Holzboden.

Wiesing greift eine Unterscheidung von Helmut Plessner auf: der Mensch *hat* einen Körper, und/aber er *ist* sein Leib. Und zwar immer beides, wenn auch zu unterschiedlichen Zeiten verschieden akzentuiert. Wie Gernhardts lyrisches Ich fahre ich meinen Körper im Sommer an den See, bade, und fühle ich mich anders, als wenn ich mir im kochenden Wasser eine Hand verbrühe. *Dort* im See erlebe ich hautnah, dass ich mein Leib bin, der sich wohl fühlt. *Hier* am Herd erlebe ich hautnah, dass ich einen Körper habe, der schmerzt. So weh es mir tut,



es ist mein Finger, der brennt, aber nicht ich. Ich habe Schmerzen, aber ich bin nicht meine Schmerzen. So wie ich, wenn ich krank bin, nicht meine Krankheit bin, sondern eine Krankheit habe. So schwierig es ist, von meiner schmerzenden Hand will ich mich distanzieren. Während ich mich im See nur zu gerne mit meinem Leib identifiziere, der da so zärtlich umspült wird.

Gerade bei chronischen Krankheiten ist es wichtig, sich nicht völlig mit seiner Krankheit zu identifizieren: Ich bin nicht Rheuma, ich bin nicht Krebs, ich habe nur einen Schlaganfall, ein Schädel-im-Trauma usw. Lambert Wiesing hat nun das Leib-sein und das Körper-haben mit einer Unterscheidung kurzgeschlossen, die der Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin für Stile in der Kunst entwickelt hat. *Zeichnerisch* nennt er Werke, bei denen eine Figur mit einer klaren Linie von seiner Umgebung abgesetzt wird, als ob man sie abtasten würde. *Malerisch* nennt er dagegen Werke, bei denen alles ineinander übergeht, die verschiedenen Teile miteinander verschwimmen, so wie wir die Dinge sehen. Dürer ist zeichnerisch, Rembrandt malerisch.

Der Comic-Zeichner Hergé (*Tim und Struppi*) ist zeichnerisch. Er ist berühmt für seine >klare Linie<: es gibt genaue Konturen und die Figuren tragen einfarbige Kleidungsstücke. Das ist bei R. Coscinny und A. Uderzo (*Asterix und Obelix*) schon anders. Hier gibt es bunte Schraffuren, die Kleider sind mehrfarbig, die Figuren drängen sich aneinander, dass man ihre Konturen nicht mehr klar trennen kann, besonders wenn sich die Gallier mit den Römern prügeln.

Wiesing überträgt das auf unser In-der-Welt-sein. In einem Schlafanzug bin ich anders als in einem Schutzanzug gegen Covid-19. In einem Sportwagen bin ich zeichnerisch unterwegs, in einem Geländewagen eher malerisch. In einem Holzhaus wohnt man malerischer als in einem Penthouse, wo ich mich abzeichne von der Umgebung. Dennoch ist es manchmal paradox: ich würde vermuten, Diogenes in der Tonne lebt eher zeichnerisch, weil er sich abheben möchte von seiner Welt, auf Autonomie, Selbstgenügsamkeit aus ist. Alexander der Große, der ihm aus der Sonne gehen sollte, lebte vielleicht malerischer, weltoffener.

Malerisch tauche ich ein ins Leben wie in den Chiemsee. Zeichnerisch tauche ich auf aus dem, was umgibt. Glattrasiert fühle ich mich zeichnerischer als mit einem Bart malerischer.<sup>9</sup>

Zeichnerisch möchte ich mich abgrenzen von der (Um)Welt, lege Wert auf meine Selbständigkeit und Selbstbestimmung, bin eher welt-fremd. Malerisch bin ich welt-offen, im guten Fall geborgen. Dort bin ich eher

---

<sup>9</sup> Vgl. Dazu Vilem Flusser, *Gesten...*

mystisch gestimmt, möchte verschmelzen mit allem anderen; hier bin darauf bedacht, allem gegenüber zu bleiben, unterschieden, frei.

Dass der zweite biblische Schöpfungsbericht sagen kann, dass die zwei Menschen ein Fleisch sein werden (Gen 2,24; vgl. Mk 10,8: „So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch.“), kann nur über den Leib verstanden werden, nicht über den Körper. Denn allein der Leib, der wir sind, kann seine Umwelt einverleiben und sich umgekehrt einverleiben lassen.

Beides findet sich übrigens auch im Verhältnis zu Gott. Malerisch heißt es: *Fürwahr, Gott ist nicht ferne von uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.* (Apg 17,27f). Und zeichnerisch ist: *Spricht Jesus zu Maria Magdalena: Rühre mich nicht an!* (Joh 20,17) Die Dreieinigkeit Gottes unterscheidet und verbindet beides: Zu Gott dem Vater haben wir ein eher malerisches Verhältnis, zu seinem menschengewordenen Sohn ein eher zeichnerisches. Und beides ist verbunden im Heiligen Geist. Dazu später mehr unter: 7. Gottes Leib

Zurück zu den Schuhen.

Der Dalai Lama zitiert einmal, bei der Frage nach der Geduld, den buddhistischen Lehrer Shantiveda: *Es könnte der Gedanke aufkommen, wir müssten die ganze Erde mit Leder überziehen, um nicht den Schmerz von Dornen und Steinen zu spüren. Dies ist jedoch unrealistisch. Ziehen wir uns hingegen das Leder unter die eigenen Füße, dann ist es, als wäre die ganze Welt mit Leder bedeckt. Bei der Übung von Geduld kommt es auf die innere Einstellung an, mit der wir den Widrigkeiten begegnen.*<sup>10</sup>

Sicherlich, die Lederschuhe sind hier nur eine Metapher. Tatsächlich aber tragen wir welche. Warum? Der Dalai Lama gibt eine Antwort: zum Schutz, um auf Abstand zu gehen zur Welt, die Leiden bedeutet.

Die findet sich ähnlich auch z.B. im Psalm 91,10-12, zur Zeit sehr beliebte Verse etwa als Taufspruch für die Kinder:

*Es wird dir kein Übel begegnen  
Und keine Plage wird deinem Hause nahen.  
Denn er hat seinen Engeln befohlen,  
dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen,  
dass sie dich auf den Händen tragen  
und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.*

---

<sup>10</sup> Aus: Tibet und Buddhismus, Heft 51, Okt. Nov. Dez. 1999, im Internet unter: <https://www.tibet.de/fileadmin/migration/media/tibu051-1999-04-04-dl-praxis.pdf>.  
Letzter Aufruf Mi., 10.11.2021, 10.55 Uhr.

Es geht um die vielfältigen Übel, denen wir unterworfen sind, dafür stehen die Steine, an denen wir unsere Füße stoßen können. Um das zu vermeiden, gibt es offensichtlich mehrere Möglichkeiten. Die eine ist fliegen, wie Vögel oder Engel. Wer das nicht kann – wie wir – hat immer noch die Möglichkeit, sich tragen zu lassen – z.B. von Schutzengeln.

Allerdings tun das nicht alle Schutzengel. Der von Ignaz Günthers Schutzengelgruppe (1763) in der Münchner Bürgersaalkirche z.B. geht auf dem Boden und hält den kleinen Knaben nicht in den Armen, sondern lediglich an der Hand. Beide aber tragen keine festen, geschlossenen Schuhe, sondern bloß Sandalen. Ich halte Sandalen für zeichnerischer als Schuhe, so paradox das klingt: Sandalen betonen: ich trenne mich, ich hebe mich ab vom Boden. Schuhe dagegen – auch wenn es da wiederum Unterschiede gibt – sagen: mein Fuß ist im Schuh, weil ich ein Leib in der Welt bin, ich gehöre hinein und dazu wie der Schuh zu mir.

Der Schutzengel von Ignaz Günther tritt nebenbei mit dem rechten Fuß oder Schuh auf die Schlange, die gefährlicher ist als ein Stein, Inbegriff des Übels wie des Bösen, auch wenn er dem aufgerissenen Schlangenmaul sein schlankes blankes rechtes Bein schutzlos auszuliefern scheint. Doch dieses kann nicht hineinbeißen.

Was der Dalai Lama unterschlägt oder übersieht: es gibt eklatante Unterschiede zwischen beiden Methoden: der, die Erde mit Leder zu bedecken, und der, Schuhe anzuziehen.

Erstens; Schuhe kann ich anziehen – und auch wieder ausziehen. Wobei es extrem unterschiedliche Situationen sind, wo dies geschieht und was das dann bedeutet, ob es eher malerisch oder zeichnerisch gemeint ist. Wo es einem vor Schreck und Entsetzen die Schuhe auszieht, wo man sich entblößen muss wie im Operationssaal oder im Klinikbett, erlebt man das anders als im Liebesnest.

Und dann gibt es noch den heiligen Ort, an dem man wie Mose vor dem brennenden Dornbusch die Schuhe auszieht. (Ex 3,2)

Im Islam ist es üblich, dass man in der Moschee die Schuhe auszieht. Deshalb gibt es dort meist Teppiche, ein ganz anderes Gefühl. Trotzdem wäre – ist? – es bedauerlich, dass nun, da die Hagia Sofia in Istanbul kein Museum mehr ist, also der wunderbare Stein oder Marmorboden, auf dem es sich in Lederschuhen so gut geht, nun wohl mit Teppichen bedeckt sein wird.

Und Jesus am Kreuz ist es auf andere Weise widerfahren. Und seine Füße wurden mit Nägeln durchbohrt. So ist er zwar von der Erde erhöht, stößt sich an keinem Stein, aber schlimmer, er hängt zwischen Himmel

und Erde und die Füße wie die Hände sind von Nägeln durchbohrt. Und übersehen wir nicht: schlimmer, als getötet und in die Erde, ins Grab, gelegt zu werden, ist es, am Kreuz erhöht und im Leiden und Sterben ausgestellt zu werden, zwischen Himmel und Erde zu schweben.

Schuhe sind immer auch Stelzen oder Stützbeine wie die des Regals *Cross The Pain*. Sie erhöhen, mehr oder weniger, und trennen wie verbinden mit dem Boden, auf dem sie stehen.

Der zweite Unterschied: der Schuh – im Unterschied zu einer bloßen Sandale, wie gesagt – umschließt den Fuß. Das zeigt, dass es nicht nur darum gehen kann, sich von der Erde bzw. den Steinen und damit den Schmerzen der Erde fernzuhalten. Sondern es geht im Gegenteil hier darum, sich in den Schuh, in das Leder, in die Erde, in die Welt hinein zu begeben, sich umschließen zu lassen.

Entscheidend ist zu bemerken, dass Schuhe wie Kleider sich vom Körper, den ich habe, abheben. Doch sie gehören zum Leib, der ich bin.

Das ist einer der Pointen der Unterscheidung von Leib und Körper: indem ich einerseits alles, was ich bin, auch habe, bin ich andererseits möglicherweise auch, was ich nur habe, z.B. an habe an Kleidern und Schuhen. Dass der Leib malerisch ist, bedeutet eben, dass zu mir, sofern ich malerisch empfinde, viel mehr zu mir gehört als nur mein isolierter Körper, der mich von allem anderen unterscheidet. Zu meinem Leib gehört, wie gesagt, auch meine Kleidung, *Tuch und Garn*, aber auch *Brot und Wein* und sogar *Bild, Wort, Klang*. All diese Dinge kann man als Kleidung im erweiterten Verstande verstehen. Sie umgeben den Körper und damit die Seele des Menschen. Aber der Mensch der Leib ist, den er als Körper hat, gehören auch die >Kleider< im erweiterten Verstande zu seinem Leib. Nicht nur die Schuhe also, sondern auch die religiösen Rituale wie Kunst und Kultur. Und auch diese Kirche.

Es ist ein Irrtum zu glauben, dass der eigentliche Mensch nur der nackte Körper sei. Der Mensch ist der angezogene, der in den Schuhen steht und geht, ja oft gerade dieser.

Nicht umsonst wird der nackte Adam, die nackte Eva von Gott angezogen, und zwar genügt seltsamerweise das vegetarische Kleid nicht, es müssen *Röcke von Fellen* (Gen 3,21) sein, also Leder. So kann er sich erst wieder sehen lassen.

## 6. Sichtbarkeit

Im Anschluss an Hans Blumenberg gilt: meinen Leib merke ich im Normalfall gar nicht. Wenigstens, wo ich einfach über ihn verfüge. Erst wenn ich dieser Selbstverfügung beraubt werde, etwa bei einem Erdbeben, wenn ich seekrank werde, oder in Krankheit, Alter wird der Leib auffällig und zum Körper. Einerseits ist der Leib also immer da, andererseits wird er übersehen, weil er unauffällig ist wie die passende Brille für das Auge. Der Leib wird wirklich, wenn er auffällig wird, durch Langeweile, Angst, Schmerzen oder Krankheit: „Wir fühlen uns nicht als >im Leib befindlich<.“<sup>11</sup>

Gerade der Leib selbst versetzt uns, mittels seiner Sinnesleistungen, außerhalb des Leibes. Wobei zwischen den Sinnen große Unterschiede bestehen, man könnte fast sagen, das Riechen ist am malerischsten, das Sehen, der Fernsinn, am zeichnerischsten, mit den Mittelstufen Hören, Tasten, Riechen. Tasten bringt uns, folgt man Blumenberg, eher an die Grenze zwischen Selbst und Nicht-Selbst. Riechen aber findet irgendwie >in uns selbst< statt. Er ist der intentional schwache Sinn. Freier als der Geruch ist der Geschmack, der zum Hunger auf Distanz gehen kann. Die niedrigen Sinne sind insofern >realistischer<, als ihr Maß an Unfreiheit höher ist: man kann sich des Geruchs wie des Ekels schlecht erwehren.

Gerade wenn es um körperliche Lust geht, wird der Leib zum bloßen Organ, das in seiner Funktion aufgeht, Lust zu verschaffen, die aber im Bewusstsein sich ereignet und den Leib wiederum unauffällig werden lässt. Was sich unseren Wünschen fügt, ist relativ unwirklich. Wirklich wird für uns vor allem, was widerständig ist, ob das der Stein ist, an dem wir uns stoßen oder der eigene Körper, der nicht so will wie wir. Vollkommenes Glücksgefühl ist womöglich ein leibloses Gefühl, er verschwinde darin. Umgekehrt wird uns unser Körper-Leib wirklich, wenn er schmerzt.

Damit hängt nach Blumenberg der Wunsch nach Unsichtbarkeit zusammen, der zu Märchen gehört, auch zu einem modernen wie *Harry Potter*. Man könnte alles sehen, alle Lust empfinden, ohne sichtbar und damit betreffbar zu sein.

Doch das ist natürlich wiederum der Witz am Körper-Leib: dass er, im Unterschied zur Seele und zum Geist, sichtbar ist. Geburt und Tod hängen mit der Sichtbarkeit zusammen. Geborenwerden lässt sich beschreiben als Sichtbarwerden, Sterben als Entschwinden aus der Sichtbarkeit. Als Leiche bleibt dem Menschen nur noch die passive Sichtbarkeit. Tot ist, wer nur noch gesehen wird, ohne zurücksehen zu können. Gott gilt dagegen als der, der alles und alle sieht, aber selbst nicht gesehen werden kann.

---

<sup>11</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 738.

Gerade deshalb gehört zur Pietät, dass man den Leichnam unwürdiger Sichtbarkeit entzieht, ihn nicht zur Schau stellt. Doch gesehen wird nur der Körper, den dieser Mensch hatte, nicht mehr der Leib, der er für sich gewesen ist.

Sich zu töten ist entsprechend eine extreme Möglichkeit, sich der Sichtbarkeit zu entziehen, um den Preis, sich ihr als purer Körper, genannt Leiche, ganz auszuliefern.

Die Seele ist unsichtbar. Der Körper macht die Seele sichtbar. Sichtbar ist aber auch der Mensch nur, weil er undurchsichtig ist.

## 7. Undurchsichtigkeit

Mit Hans Blumenberg kann man sagen, dass der Mensch das sichtbare Wesen ist. Er stellt als hypothetische Urszene den Übergang des Menschen aus dem Urwald in die Savanne vor. Der hat eine doppelte Konsequenz: einerseits ist es hier auf freiem Feld leichter, weiter zu sehen. Damit einher geht, dass beim Menschen sich eine sog. Frontaloptik herausbildet. Die Augen rücken auf eine Seite des Kopfes zusammen, sehen schärfer und weiter – aber nicht mehr ringsherum. Damit wird der Mensch das Wesen mit viel Rücken. Der Rücken – auch wenn er entzücken kann – steht für das steht, was nicht nur unsichtbar hinter uns liegt, sondern auch für das, das uns an uns selbst unbekannt ist und zugleich ist das „der Inbegriff unserer Betroffenheit für das Unerwartete.“<sup>12</sup> Von hinten sind wir angreifbar.

Da wir Menschen uns nicht nur im Vergleich mit den Tieren, sondern auch im Vergleich mit Gott (und Engeln) begreifen, sei an eine der rätselhaftesten Episoden in der Hebräischen Bibel erinnert. Ich hatte schon auf die Hagar-Geschichte hingewiesen, in der die Frau erfährt, dass sie von Gott gesehen wird. *Du bist ein Gott der mich sieht*. Man erfährt nichts davon, dass sie wiederum auch Gott sieht – es sei denn, man will den Engel, den sie anscheinend sieht, als Verkörperung Gottes gelten lassen.

Nun gilt – Blumenberg hatte darauf hingewiesen – Gott klassischerweise als unsichtbar. Allerdings hält der Psalmist (Ps 27,8) Gott sein eigenes Wort vor: »Ihr sollt mein Antlitz suchen.« Darum suche ich auch, HERR, dein Antlitz.« Darum, wie wörtlich man dies nehmen soll, kreist die Begegnung des Mose mit Gott im Umkreis der Übergabe der 10 Gebote

---

<sup>12</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 144, 204 und 785. An der einzigen Stelle, an der er – fast – von Mose gesehen wird, wird er dann doch nur – oder gerade? – von hinten gesehen - und erkannt. Vgl. Gen 33,12-32.

wie der Szene mit dem Goldenen Kalb: Mose möchte sicher sein, es mit dem richtigen Gott zu tun zu haben und verlangt deshalb, das *Antlitz Gottes* zu sehen, was hier gleichbedeutend ist mit seiner *Herrlichkeit*. Doch Gott erwidert, Mose könne sein Angesicht nicht sehen, *denn kein Mensch wird leben, der mich sieht*. (Ex 33,20) Doch die Pointe ist, dass Mose den Rücken Gottes – oder soll man sagen: den Hintern Gottes? – sehen darf (Ex 33,23). Was aber sollte das sein, der Rücken Gottes?

Blumenberg geht es aber nicht so sehr um den sehenden Menschen, also seine aktive Optik, als um die passive: dass der Mensch, indem er aus dem Urwald hinaustritt ins Freie, sichtbar wird. Und das weiß. Der Rückzug in die Höhlen aller Art ist eine entsprechende Reaktion. Denn Gesehenwerden ist riskant, nicht nur angesichts der wilden Tiere sondern auch innerhalb der menschlichen Zivilisation: die Frage wird immer wieder sein: kann ich mich so zeigen? Kann ich mich sehen lassen?

Und das bedeutet: ich möchte mich zeigen, möchte gesehen werden wie Hagar – aber ich möchte darüber bestimmen, wie ich gesehen werde. Und ich möchte nicht durchschaut werden – was nach Blumenbergs Deutung der Sündenfallgeschichte im Paradies auch für Gott gilt.

Diese Sichtbarkeit hat nun eine bemerkenswerte Bedingung, die zugleich einen paradoxen Schutz enthält: Mit Blumenberg: „Opazität ist das Korrelat der Visibilität.“<sup>13</sup> Oder: Sichtbar ist der Mensch nur, insofern er undurchsichtig ist.

Und zwar nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst. Und zwar bezieht sich das zunächst auf den Körper. Das Körperinnere muss aufwendig sichtbar gemacht werden, durchleuchtet werden. Es hat jedenfalls ermöglicht, dass der Mensch ein Innenleben, ein Seelenleben, ausbilden konnte, das geschützt ist vor der Außenwelt. Die Seele ist eben auch undurchsichtig. Eine auch leidvolle Erfahrung für Kranke, die nicht sprechen können, gar im Koma liegen. Und für den Seelsorger, der Schwierigkeiten hat zu verstehen, wo sie ist.

Ein kleiner Seitenblick zu *Cross The Pain*:

Wenn ich recht sehe, steht jedes der Glasbehälter nicht nur für ein Krankheitsbild, sondern auch für einen Menschen.

Wären das perfekte Glasbehälter, wären sie unsichtbar. Sichtbar sind sie nur, weil sie erstens nicht vollkommen sind und zweitens, weil sie Bilder beinhalten.

Diese Bilder, wenn ich mich recht erinnere, sind aus Röntgenbildern hervorgegangen.

---

<sup>13</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 789.

Es ist ja so, dass auch der bloße Körper für das bloße Auge undurchsichtig ist. Um innere Krankheiten zu erkennen, muss er also durchleuchtet werden, was mit modernen bildgebenden Verfahren immer besser gelingt. So weiß ein Arzt mehr über das Körperinnere als der Mensch selbst.

Wie viele Patient:innen treffe ich, die gar nicht wissen, worunter sie leiden.

Was man dennoch nicht sieht, ist die Seele, und das meint hier einfach: wie es dem Menschen selbst ergeht, wie er seine Situation erlebt, was immer er davon objektiv weiß.

Auch die ohnehin unsichtbare Seele wird nur sichtbar an dem, was sie nicht selbst ist, sondern hat: dem Körper.

Da der Mensch opak ist, bleibt nur die Möglichkeit, sein Äußeres für sein Inneres zu nehmen – die bleibende Versuchung der Physiognomie. Insbesondere das Gesicht wird bevorzugt als das, woran abzulesen sein soll, was und wer der Andere ist.<sup>14</sup>

Im Gesicht, so Blumenberg, überschneiden sich Sichtbarkeit und Undurchsichtigkeit.<sup>15</sup> Das Gesicht ist die von Opazität ungeschützte Stelle des Leibes. Da physiognomische Vorentscheidungen dennoch bestehen, muss man damit leben lernen: eine Kultur des Lesens im Gesicht entwickeln.

Für Blumenberg sehen Theologen in der Sichtbarkeit des Menschen und entsprechend in der Unsichtbarkeit Gottes allzu leicht nur eine marginale Zutat. In der Frömmigkeit aber ist Gott gerade vor allem „der alles Sehende und selbst Ungesehene“<sup>16</sup>. Entsprechend betont Blumenberg: „Man wird sich über die Trivialität belustigen, wenn ich sage, der Hauptgrund dafür, daß der Mensch kein Gott ist und keiner jemals werden kann, liege darin, daß er sichtbar ist und diesen Makel der Auffälligkeit nicht beheben kann.“<sup>17</sup> Umgekehrt folgt daraus, dass Gott, wo er sichtbar wird wie in seinem menschlichen Sohn, betreffbar wird, mithin seine Göttlichkeit riskiert.<sup>18</sup>

Blumenberg geht davon aus, dass der Leib primär dazu dient, eine Innerlichkeit auszubilden und diese zugleich geschützt zu halten in Undurchsichtigkeit.

---

<sup>14</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 307 ff. Vgl. dazu auch Peter Strasser, *Verbrechermenschen*.

<sup>15</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 859.

<sup>16</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 203.

<sup>17</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 203.

<sup>18</sup> H. Blumenberg, *Menschen*, S. 790.



Der sichtbare wird der verlegene Mensch. Verlegenheit meint das Bewusstwerden der Ansichtigkeit für andere.

## 8. Leib Gottes

*Cross The Pain* ist auch eine Kreuzigungsszene. Freilich ist das Kreuz als Form eingeebnet in der rechteckigen Gestalt des Regals. Dennoch: Wenn man die *opake Identität* (Anton Friedrich Koch) zwischen Gott Vater und Jesus Christus als Sohn einmal gelten lässt, wird der ursprünglich unsichtbare Gott seinerseits sichtbar in diesem Menschen. Dass Gott Fleisch wird (Joh 1,14) bezeichnet man traditionell ja auch mit seiner *Inkarnation*. Man hat das in der theologischen Logik vor allem auf die Versöhnungslehre bezogen, die es vor allem mit der Sünde, d.h. dem Bösen des Menschen zu tun hat.

Es gibt eine andere Linie, die in der modernen Theologie, aber auch in manchen philosophischen Theologien gezogen wird: danach hat die Menschwerdung und damit Verkörperung Gottes in Jesus Christus auch mit einer Art Mangel des unsichtbaren Gottes zu tun.

Zum Abschluss deshalb exemplarisch eine Überlegung von Anton Friedrich Koch, weil hier das Thema „Der Mensch und sein Körper“ auf fundamentale Weise behandelt wird mit einer theologischen Pointe. Koch hat eine von ihm sogenannte Subjektivitätsthese vorgestellt, die aus zwei Teilthesen besteht.

Die erste These besagt, dass jedes mögliche Raum-Zeit-System denkende Subjekte enthalten muss, aus logischen Gründen. Dem kann ich hier nicht nachgehen. Nur so viel: in jedem Universum musste jemand wie der Mensch – nicht unbedingt er – irgendwann und irgendwo entstehen. Es ist also so rätselhaft nicht, wie manche meinen, dass in unserem Universum Leben auf der Erde und darunter wir Menschen evolutionär sich entwickelt haben. Das musste früher oder später, hier oder woanders so kommen. Und zwar aus logischen Gründen.

Die zweite These besagt nun, dass jedes Denken notwendigerweise leiblich ist. Nebenbei: Ohne lebendigen Körper gibt es kein Denken, d.h. technische Apparate können nie und nimmer denken.

So weit ich das verstehe: Zum Denken gehören z.B. für uns Sinneswahrnehmungen, z.B. das Sehen. Nun kann ich nur sehen, wenn ich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit bin. Von dem von Thomas Nagel so genannten „Blick von nirgendwo“ (man könnte auch sagen: „Blick von überall“) kann ich gar nichts sehen.

Jedes Sehen ist perspektivisch, eben von ein „Blick von irgendwo“. Und von diesem Punkt aus ist nie alles auf einmal zu sehen. Es bedeutet, von

außen sehe ich gar nichts, ich muss immer inmitten der Dinge sein, die ich sehe.

Und, das kommt noch verschärfend hinzu, diese Blicke sind immer fragmentarisch. Die einzelnen Blicke aus der Mitte der Dinge lassen sich nicht zu einem Gesamtbild vervollständigen.

Nun mag man das für uns Menschen noch hinnehmen. Aber Koch behauptet, dass dies auch für Gott gilt. Schon indem er die Welt erschafft, entlässt er sie auch, wenn nicht in völlige, so doch in relative Unabhängigkeit. Und auch wenn es, wie Blumenberg betont, zur christlichen Standardfrömmigkeit gehört, dass Gott alles sieht, und zwar auch das Innere des Menschen: Wie ER zu Samuel sagt, als dieser den richtigen König aussuchen soll: *Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der HERR aber sieht das Herz an.* (1 Sam 16,7) Das, so sagt Koch *cum grano salis*, war nicht immer so, nicht von Anfang an. Das Innere der Welt, auch das Innere eines Menschen, seine Seele, sein Erleben und Erleiden, so Koch, ist für den Vater, den Schöpfer-Gott, erst einmal unsichtbar.<sup>19</sup> ER kann auf die konkreten Details – in denen bekanntlich, nach Aby Warburg, der Teufel sitzt – nicht immer schon Bezug nehmen. Man wird deshalb, will man das exegetisch plausibler machen, in der ersten Frage, die Gott an den Menschen, Adam, stellt, keine Ironie erkennen müssen: *Wo bist du?* (Gen 3,9) Auch Gott weiß nicht *a priori*, wo wir Menschen sind. Und noch dass Gott *hernieder fuhr*, um die Stadt und den Turm von Babel zu sehen, der doch bis in den Himmel reichen sollte (Gen 11) ist vielleicht eben nicht nur Ironie. Wir stellen uns ganz kindgerecht den Vater im Himmel gerne so vor, dass er von oben auf uns schaut. Das Problem ist weniger das von oben, sondern dass wir unwillkürlich Gott einen bestimmten Ort zuschreiben, so weit oben, so weit weg er auch sein mag, gar außerhalb der Welt, auch wenn das nur paradoxerweise möglich ist. Wir können uns aber den *Blick von nirgendwo* (Thomas Nagel) nicht vorstellen, und auch nicht einen göttlichen Blick von überall. Und die zeitgenössische Philosophie neigt dazu zu erkennen, dass von dort auch nichts sichtbar sein könnte, nicht einmal für Gott. Man braucht, so heißt es, einen „egozentrischen“ Punkt, von dem aus überhaupt nur etwas sichtbar wird. Und wenn man die Geschichte in der biblischen Version anschaut, wird man sagen können, dass dieser Punkt uns immer näher rückt, bis hin zur Inkarnation: Gott wählt gleichsam einen Menschen, um von dort seine Schöpfung ganz anders als Beteiligter sehen zu lernen.

---

<sup>19</sup> Anton Friedrich Koch, *Wie ging die Welt verloren?* In: ders., *Kerygma und Dogma*, 66. Jahrgang, S. 1-11, S. 5.

Von da her ergibt sich aber auch eine neue Sicht dieser Menschwerdung. Es geht in ihr nicht nur um die Überwindung des menschlichen Bösen, sondern auch darum, dass Gott für sich und zugleich im Interesse des Menschen etwas nachholt, was auch er nicht von vorneherein hat: die leibhaftige Erfahrung des menschlichen In-der-welt-seins. Und entsprechend wird in der modernen theologischen Reflexion (allerdings meist eher bei den Philosophen – etwa Hans Jonas und Hans Blumenberg - manchmal auch bei – katholischen - Theologen<sup>20</sup>) die Satisfaktionslehre umgeschrieben: Gott leistet Genugtuung dafür, dem Menschen als Ebenbild Gottes dieses leibhafte Leben unter Bedingungen der Endlichkeit und Vergänglichkeit zugemutet zu haben.

Natürlich geht es hier auch um die Frage der Theodizee, der Rechtfertigung Gottes angesichts des Leidens in der Welt. Die einfache Lösung wäre ja, mit Apk 21, dass Gott einmal alle Tränen abwischen wird, dann wird es, wie Paulus sagt, *dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll.* (Röm 8,18) Es gibt ja das Dilemma, das Emil M. Cioran so ausdrückte: „Ohne Gott ist alles Nacht, mit ihm wird sogar das Licht überflüssig.“<sup>21</sup> Und erst recht unser Leben und Leiden, wie auch unser Glück.

Und so attraktiv die Lösung des Paulus klingt, so fatal wäre sie. Denn dann würde das irdische, leiblich-körperliche Leben nicht ins Gewicht fallen. Doch der Preis dafür wäre zu hoch: „je unbedeutender demnach die irdischen Dinge sein sollen, desto flacher und uneigentlicher [und eigentlich überflüssiger, KWL] wird die menschliche Existenz auf dieser Erde.“<sup>22</sup> Umgekehrt muss die Erde wesentlich für den Himmel sein wie die Schöpfung und ihre Geschichte, unter Einschluss von Auschwitz, für Gott.

„Das Erdenleben zählt“<sup>23</sup>, auch und gerade für das Reich Gottes, das ja nach dem Vaterunser die Erde prägen soll. Und das kann es nur, wenn der Himmel umgekehrt durch die Erde mitgeprägt wird.

---

<sup>20</sup> Vgl. etwa Magnus Striet im Anschluss an Ottmar Fuchs: „Gott leistet in der Menschwerdung [und damit in der Körper- und Fleischwerdung] die Satisfaktion für seine eigene Schöpfungstat, indem er sich als Sohn das zumutete, was er allen Menschen zumutet: Ein Leben, das nicht nur voller Schönheit und Lust sein kann, sondern auch ungeheure Abgründe bereithält.“ (Magnus Striet, Erlösung durch den Opfertod Jesu?, in: *Erlösung auf Golgata? Der Opfertod Jesu im Streit der Interpretationen*. Magnus Striet / Jan-Heiner-Türck (Hg.), Freiburg im Breisgau 2012, S. 11-32, S. 23.

<sup>21</sup> E. M. Cioran, Von Tränen und von Heiligen, S. 38.

<sup>22</sup> Koch, *Philosophie und Religion*, S. 107.

<sup>23</sup> AaO S. 122.

Das aber bezieht sich nun auch und gerade auf unsere leibliche Existenz. Das kann man auch so ausdrücken: die Tränen, die Gott von unseren Augen abwischen wird (Apk 21,4) werden von Ihm auch in seinem Krug – seinem Leib – gesammelt und gezählt (Ps 56,9).

Die Schöpfung, das Schicksal des Menschen wie wohl aller Lebewesen bleibt Gott nicht äußerlich. Gott verändert sich, spätestens indem er Mensch wird. Und nun wird auch unser je eigenes personales Schicksal aufgewertet. Es ist keineswegs überflüssig für Gott. Vielmehr gehen die irdischen Erfahrungen in Gott selbst ein. Mit William James: „Vielleicht bezieht Gott aus der Treue unseres Glaubens Lebenskraft und eine Art Steigerung seines Seins. Ich wüsste nicht, was der Schweiß, das Blut und die Tragödien unseres Lebens sonst bedeuten sollten.“<sup>24</sup> Das wäre wenigstens einmal eine wirkliche Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Man wird das nicht unmoralisch nennen dürfen, dass wir nicht nur aber auch Mittel zum Zweck für Gott werden.

In Jesus Christus hat Gott einen Körper. Und dadurch wird erst vollgültig, dass die Schöpfung sein Leib ist. Zu dem alles und alle dazu gehören, aber so, dass alles zugleich es selbst ist.

Wer mit Robert Gernhardt beginnt, darf mit Rilke enden:

Rainer Maria Rilke fragt in seiner 9. Duineser Elegie<sup>25</sup>, warum „also die Frist des Daseins / hinzubringen“. Und die Antwort für ihn ist nicht das Glück, das ohnehin nur „dieser voreilige Vorteil eines nahen Verlusts“ sei. Rilke antwortet vielmehr:

„Aber weil Hiersein viel ist, und weil uns scheinbar / alles Hiesige braucht, dieses Schwindende, das / seltsam uns angeht. Uns, die Schwindensten. *Ein* Mal / jedes, nur *ein* Mal. *Ein* Mal und nichtmehr. Und wir auch / *ein* Mal. Nie wieder. Aber dieses / *ein* Mal gewesen zu sein, wenn auch nur *ein* Mal: *irdisch* gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.“ Widerrufbar durch wen, wenn nicht durch den Schöpfer? Aber inwiefern braucht uns das Hiesige?

Seltsamerweise möchte Rilke das „hier Ereignete[s]“ ausnehmen: „Also die Schmerzen. Also vor allem das Schwersein, / also der Liebe lange Erfahrung, - also / lauter Unsägliches.“

Ich gestehe, mir leuchtet das nicht ein. Gerade das braucht uns, und auch wenn es wohl nicht unwahr ist, dass das alles nicht nur unsäglich, sondern auch unsagbar ist, ist es doch wesentlich. Aber hier spricht eben vielleicht auch der Klinikseelsorger, nicht der Dichter. Der nämlich denkt an „ein erworbenes Wort“, an seine Aufgabe also, das Irdische ins Wort zu bringen und „in den anderen Bezug“ hinüber zu nehmen.

<sup>24</sup> William James, „Ist das Leben lebenswert?“ In: ders., *Der Sinn des Lebens*, S. 61.

<sup>25</sup> Rainer Maria Rilke, *Duineser Elegien*, Frankfurt am Main 1997, S. 55-58.

Ich lese den anderen Bezug schlicht als Himmel, als Reich Gottes, als Gott selbst, in den freilich, würde ich meinen, nicht „nur“ Worte eingehen, sondern tatsächlich leiblich-körperliche Ereignisse und Erfahrungen: Schmerzen, Schwersein und Liebe. Die Erde will vielleicht doch nicht nur, wie der Dichter meint, ins Unsichtbare verwandelt werden, sondern, würde ich meinen, gerade das Undurchsichtig-unsichtbare soll sichtbar werden in Gott.

In einem Brief<sup>26</sup> zu seinen Elegien hatte Rilke das in die Metapher der Bienen gefasst: „... unsere Aufgabe ist es, diese vorläufige, hinfällige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, daß ihr Wesen in uns »unsichtbar« wieder aufersteht. Wir sind die Bienen des Unsichtbaren ...“.

Gott ist dann wirklich alles in allem (1 Kor 15,28), wenn er alles andere in sich als seinem Leib aufnimmt, zu dem seine Welt gehört wie meine Schuhe zu mir.

---

<sup>26</sup> An Witold Hulewicz vom 13. Nov. 1925, zitiert nach: *Rainer Maria Rilke mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Hans Egon Holthusen*, Hamburg 1958, S. 152.